Nocturno

Autor(en): **Halter, Toni**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **30 (1988)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-971965

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Nocturno

von Toni Halter †

Redaktionelle Vorbemerkung

Die nachfolgende Skizze bildet die letzte schriftliche Äusserung Toni Halters. Er kritzelte sie nieder, als er sich im Spätherbst 1986 vor seinem Abschied aus diesem Leben einem nochmaligen operativen Eingriff im Kreuzspital unterziehen musste. Die Operation sollte ihm einige Schmerzlinderung verschaffen, dass der Eingriff ihm keine Heilung bringen werde und dass sein Ende unausweichlich sei, wusste der Patient sehr wohl, und er verhehlte dies auch seinen Freunden, die ihn besuchten, nicht. Einer dieser Freunde war Dr. Paul Kamer, der sein Werk «Diari suenter messas» ins Deutsche übertragen hatte. Ihm widmete der Todkranke die nachfolgende Betrachtung, und ihm sowie Herrn Dr. phil. Gion Deplazes, gewesener Konrektor der Kantonsschule, verdanken wir die Möglichkeit, diese letzte literarische Lebensäusserung Toni Halters, eine beeindruckende und berührende Skizze, veröffentlichen zu dürfen. Toni Halter starb am 26. Dezember 1986. Wir weisen unsere Leser auf den Nachruf von Tista Murk in der Rubrik «Totentafel» hin. *M.*

Das Zimmer hell beleuchtet. Das kalte Neonlicht prallte an den weissen Wänden ab und fiel über mich herein. Es war mir, ich läge im Bad, weisser Schaum auf mir, um mich herum, die Wanne randvoll. Meine einzige Sorge: still sein! Keine Bewegung, weder mit den Beinen noch mit den Armen oder gar mit dem Kopf, sonst schwappte das Wasser über den Rand, und die Katastrophe war da: das Erbrechen. Ich hatte schon mehrmals erbrochen nach der Operation, nun war es Abend. Wie spät? Einmal glaubte ich, es müsste etwa zwei Uhr nachts sein; es war erst abends zehn vor acht.

Aus dem weissen Schaum sprach eine Männerstimme: «Ich bin der Arzt, der Ihnen die Narkose gegeben hat. Wie geht es Ihnen?» «Schlecht!» ich zeigte auf den Magen, und er nannte der Schwester neben ihm ein Beruhigungsmittel. Mittlerweile hatten sich mehrere Gestalten aus dem weissen Schaum herausgelöst. Eine Pflegerin sagte: «Sie sind hier in der Notfallstation, die ganze Nacht haben Sie eine Pflegerin zur Verfügung.»

Ein zweiter Herr in weissem Kittel näherte sich meinem Bett und sagte: «Ich bin der Arzt, der Sie operiert hat. Wie geht es Ihnen?» Ich konnte darauf nichts sagen. Mein Blick, wenn er ihn auffing, vermittelte ihm kein Kompliment: «Lasst mich in Frieden!» Das war es, was ich hätte sagen wollen.

Die Gestalten verschwanden. Aber ihr Auftritt hatte schon zu lange gedauert. Ich spürte den unwiderstehlichen Brechreiz. Auf den roten Knopf am Handbügel gedrückt. Den Blick auf die Tür geheftet. Dann ein Versuch, mich aufzurichten. Die Nachtschwester erschien. Als Schwester Barbara hatte sie sich vorgestellt. Jung, blond, mit kühn geschwungenen Nasenflügeln, selbstsicher. Sie begriff meine Not, drückte mich sacht in die Kissen zurück, hielt das Schälchen vor mei-

nen Mund. So hätte die Prozedur erfolgen sollen. Im Bett auf dem Rücken liegend, fühle ich mich unendlich hilflos, ohnmächtig. Unmöglich zu erbrechen, unmöglich, Wasser zu lösen. Mein Freund, der in der andern Abteilung Chefarzt ist, der hatte gesagt: «Anton, du musst dich wehren, wenn du ins Spital kommst – nicht resignieren!» Ich riss mich mit der linken Hand am Bettbügel hoch. Aber da meldete sich die Operationswunde und hemmte den Höhenflug. Ich schlug der Schwester die Plastik-Schale aus der Hand und stützte mich unsanft auf ihren Oberarm. Sie wehrte nicht ab, liess es geschehen und reichte mir die Schale, als ich auf dem Bett zu sitzen kam. Erbrechen. Ich gebe acht, um das Bett nicht zu besudeln. Das rechnet Schwester Barbara mir hoch an, ich sehe es an ihrem Gesichtsausdruck. «Sie sollten sich so wenig wie möglich bewegen», sagte sie und zeigte auf die Kabel. Mein schmächtiger Körper ist an drei Geräte angeschlossen: den Monitor für die Herzkurve, die Drainage, die künstliche Ernährung. Könnte ich noch Wasser lösen? Sie reichte mir die Flasche. Mein Stehvermögen ist aber gering. Ich deute auf den Nachtstuhl und bekomme ihn. Der Rand des Emailtopfs drückt kalt auf meinen Hintern. Wirst du es schaffen, unter diesen Umständen? Sie steht neben mir wie eine Schildwache. Oder muss ich mich vor diesem Frauenzimmer blamieren? Das Wasser läuft ab, wie auf Befehl, wunderbar! Wieder ins Bett.

Die Vorstellung des Schaumbades lässt mich nicht los. Jetzt ganz still, keine Bewegung, sonst wird die gewonnene Erleichterung zunichte! Abschalten! Aber je elender es um den Leib steht, desto munterer ist der Geist. Desto versessener ist man darauf, alles sprachlich stilsicher zu formulieren. Gedanken kommen und gehen. Einer kehrt immer wieder: Es könnte doch sein, dass . . . Die getroffenen Massnahmen, die Anschlüsse an die Siemens-Apparate deuten darauf hin, dass man eine Komplikation befürchtet. Lungen- oder Herzembolie. Der Monitor zeigt das immer gleiche Gekritzel, das an die unleserliche Unterschrift eines Bankdirektors erinnert.

Warum sollte es *nicht* sein? Die Zahl meiner Jahre schliesst solche Risiken mit ein. Andere haben daran glauben müssen, jüngere, kräftigere. Warum sollte *ich* verschont bleiben? Mit einem Schlag weg sein, aus der Bedrängnis, aus allem. Wäre doch schön! – Erbrechen.

Das Wasser in meiner Badewanne ist in Bewegung geraten, ist übergeschwappt. Wenn schon sinniert werden muss, dann etwas Leichteres. Etwas Sinnloses. Ich zähle die Pulsschläge, komme aber nicht mit. Ich habe gewiss 120 – die Uhr hatte man mir abgenommen. Ich finde meinen Rhythmus, eins – zwei – drei. Komme zu der Zahl meiner Jahre. Bin erstaunt. Es ist die idealste Zahl zwischen eins und hundert, vielfach teilbar. Ich nenne die Teiler von zweiundsiebzig: 36 – 24 – 18 – 12 . . . Da halte ich an. Nach zehn kommen die eng aufeinander folgenden. Es sind die verlorenen Jahre meines Lebens, jene meiner Kindheit. Da hatte ich immer etwas zu leiden: Ohrenschmerzen, Halsweh, Fieber, stets begleitet vom Erbrechen. Damals blieb meine Entwicklung zurück, die Knochen, die Muskulatur. «Steppenhengst!» spottete der Mitschüler Tumasch, wenn ich im Turntenue vor ihm stand, zur Seminarzeit. Mutter kam, wenn sie die Geräusche hörte, und hielt mir die Stirn mit ihrer rauhen Bäuerinnenhand. «Magst ein Canetger sein!» Canetg heisst der Weiler von Surcuolm, aus dem Mutter stammte.

Meine Stirn stützen, das konnte Schwester Barbara nicht, weil sie keine Hand frei hatte. Sie nannte den wiederholten Vorgang eine Komödie. Innerhalb von sechzig Jahren haben die Behandlungsmethoden sich verändert. Verständlich. Ich nannte sie «Kabel-Chefin» und sagte: «Sorgen Sie sich um die Technik; das andere schaffe ich allein!» Wir hatten uns aneinander gewöhnt, als sie zum x-ten Mal sagte: «Bleiben Sie ganz ruhig, versuchen Sie zu schlafen!»

Ich liess mir die Zeit sagen: halb vier Uhr. Die Todesfälle treten häufig zu dieser Stunde ein, so bei meiner Grossmutter, meiner Schwiegermutter, meiner Schwester. Ich sinnierte dem nach. Wie es sein würde, wenn man hinüberschlummerte.

Frau Dr. Kübler-Ross spricht von einem langen dunklen Tunnel der durchschritten werden muss, bevor man ins strahlende, beglückende Licht gelangt. In meiner Verfassung hätte ich Be-

denken, wie ich mich in dem Tunnel zurecht fände. Den Wänden entlang tastend.

Zuviel! Aufspringen, krampfhaftes Erbrechen. Komödie und kein Ende.

Mit Schwester Barbaras Hilfe liess ich mich in die Kissen zurückfallen. Erleichtert, diesmal wirklich erleichtert. Wie wenn eine Hand über meine Stirne gefahren wäre. Ich muss eingeschlafen sein. Als ich die Augen öffnete, leuchtete der Horizont über den Felsköpfen der Val Scalära in der Morgendämmerung. Ich schickte ein heisses Dankgebet in das weite All. Herrgott, du hast mir diesen neuen Tag, diese neue Hoffnung geschenkt!

Schwester Barbara entfernte sich. Ohne Abschied, weil sie mich schlafend wähnte. Ich hörte sie draussen im Gang mit jemand sprechen.